

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63456-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

«Mich hat nicht der Wind an den Platz geweht, an dem ich heute stehe, ich habe das geschafft. Mein Leben ist kein Zufall, und deins ist es auch nicht!»

In ihren Videos ist sie geradeheraus, sie lacht lauthals über sich selbst, erzählt ohne Scheu von ihren Ängsten und Fehlern, sagt ihre Meinung – das alles während sie Make-up aufträgt und ihre Beauty-Geheimnisse mit ihrer Community teilt. Hatice Schmidt hat keine Lust darauf, sich zu verstellen oder zu verdrehen, keine Lust darauf, perfekt zu sein oder nach den Regeln anderer zu leben. Doch das war nicht immer so ...

Hatice Schmidt, die 1986 geborene Deutschtürkin, erlebte ihre Jugend in Neukölln. Nachdem sie über fünf Jahre als Krankenschwester in Berlin tätig war, zog sie 2012 zu ihrem Mann nach Bielefeld und lebt bis heute dort. Sie baute sich einen eigenen Beauty-YouTube-Kanal auf, durch den sie mittlerweile zu einer der erfolgreichsten Influencerinnen Deutschlands zählt.

HATICE SCHMIDT mit Antje Röttgers

DEIN LEBEN IST KEIN ZUFALL
MEIN WEG ZU MIR

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Zum Schutz ihrer Identität wurden die Namen der handelnden Personen teilweise pseudonymisiert.

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Hamburg, Oktober 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Redaktion Martina Schwarz

Covergestaltung zero-media.net, München

Coverabbildung Dennis Dirksen

Satz aus der Arno Pro bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-63456-7

Vorwort

Das Wichtigste gleich vorweg: Das hier ist kein Buch über Make-up. Ihr werdet nichts über den besten Bronzer oder die ideale Handhaltung für den perfekten Lidstrich erfahren. Stattdessen werde ich euch etwas über mich erzählen – mich, Hatice, Frau, Tochter, Schwester, Tante, Ehefrau, YouTuberin und Unternehmerin.

In den vielen Jahren, die ich jetzt schon auf YouTube unterwegs bin, haben mir eine Menge Menschen geschrieben – von ihren Nöten, ihrem Kummer und auch von ihren Träumen –, und sie haben mich um Rat gefragt. Zwar sende ich den Schreibenden oft Kraft oder aufmunternde Worte, aber Antworten auf ihre Fragen verkneife ich mir, denn wer bin ich schon, dass ich jemandem Ratschläge erteilen könnte, dessen Lebensumstände ich nicht kenne? Leo Tolstoi hat mal geschrieben, dass alle glücklichen Familien einander gleichen, jede unglückliche Familie aber auf ihre eigene Weise unglücklich ist, und ich denke, dass darin viel Wahrheit steckt. Ich möchte dieses Buch deshalb all jenen widmen, die zu wissen glauben, was es mit diesem Satz auf sich hat, und wünsche ihnen von Herzen, dass ihre Wunden heilen mögen. Wir alle haben unser Päckchen zu tragen, das weiß ich nur zu gut, und vielleicht wird das Päckchen ein bisschen leichter, wenn wir unsere Geschichten miteinander teilen. Auf den folgenden Seiten findet ihr deshalb meine Geschichte. Antworten auf die großen Fragen des Lebens werdet ihr vergeblich suchen, denn die habe ich auch nicht parat. Ich kann nur ein bisschen von dem erzählen, was ich durchgemacht habe, woran ich gewachsen bin, was mich gestärkt und inspiriert hat, und das ist es dann auch schon. Statt der großen Antworten erwarten euch also die Ansichten einer jungen Frau, die nicht genug bekommen kann von diesem seltsamen Leben.

Almanya - eine weite Reise

Meine Geschichte beginnt mit einem Jungen, der nach einem langen Tag auf den Feldern müde nach Hause läuft. Er fröstelt, kickt ein paar Steine durch den Staub und freut sich darauf, bald ins Warme zu kommen. Die Dämmerung setzt früh ein in dem Tal mitten im Pontusgebirge. Und ist die Sonne einmal hinter den Bergkämmen verschwunden, wird es schnell stockfinster.

Der Junge beeilt sich, die Schotterpiste hinter sich zu lassen und den steilen Pfad zu erreichen, der hinauf ins Dorf führt zu der einfachen Hütte aus Holz und Lehm. Im Halbdunkel kommt ihm ein Mann entgegen. Es ist sein Onkel. Auf dem Arm trägt er den kleinen Bruder des Jungen, Mustafa, noch ein Baby, an der Hand hält er den Mittleren, Durmus, spindeldürr wie sie alle, und der zieht die kleine Schwester hinter sich her, Ermine. «Du brauchst nicht mehr nach Hause gehen, Mehmet», ruft ihm der Onkel zu und winkt ihm, umzukehren. «Wir fahren nach Almanya.» Der Junge bleibt stehen. Wo soll das sein, fragt er sich. Er denkt an die Tiere, die zu Hause auf ihn warten, denkt daran, dass sie Futter brauchen, fragt sich, wer sich um sie kümmern soll, wenn er nach Almanya fährt. Aber da drückt ihm der Onkel schon den kleinen Bruder in die Arme, schultert das Bündel mit Proviant, dreht ihn um und schiebt ihn vor sich her. «Komm, Mehmet, wir müssen uns beeilen. Nach Almanya, zu deiner Mutter.» Der Junge sieht seinen Bruder an, der stumm zurückschaut. Schritt für Schritt entfernen sie sich von dem kleinen Dorf, das sich in eine Mulde am Steilhang duckt, von den Häusern, hinter deren Fenstern ein Feuer oder eine Kerze brennt, und der Junge weiß nicht, wie ihm geschieht, er weiß nur, dass die Tiere, die ins Haus gesperrt sind, rausgelassen werden müssen.

Sie laufen die ganze Nacht, bis sie das nächste Dorf erreichen, ein paar entfernte Verwandte geben ihnen etwas zu essen. Bei Sonnenaufgang steigen sie in einen Bus, der sich die gewundenen Straßen hinaufquält, um dann wieder hinabzutauchen in die Schatten des nächsten Tales. Stundenlang sitzen sie da, eingeklemmt zwischen den anderen Passagieren, und frieren. Der kleine Bruder jammert, er muss zur Toilette, doch dann vergisst er es, denn der Bus biegt um eine Kurve und vor ihnen erstreckt sich Wasser, so weit das Auge reicht. Es ist das Schwarze Meer, aber der Junge kennt den Namen des Wassers noch nicht, und so sieht er hinaus aus dem Fenster und erkennt, dass der Horizont nicht nur eine gezackte Bergkuppe sein kann, sondern auch eine feine Linie, die das Blau des Himmels vom Blau des Meeres trennt.

Am Abend erreichen sie eine Stadt. «Ankara», erklärt ihm ein Mitreisender. Der Junge sieht ihn fragend an. «Die Hauptstadt der Türkei, du Dummkopf.» Er weiß nicht, was eine Hauptstadt ist, er weiß nicht, was ein Land ist, das Konzept von Grenzen oder Nationalitäten kennt er nicht. Aber er weiß, dass sein kleiner Bruder wieder zur Toilette muss, Ermine weint, das Baby etwas zu essen braucht und dass seine Tiere verhungern, wenn niemand sie hinauslässt.

Aber es ist erst der Anfang einer langen Reise in ein fernes Land, das mit dem Versprechen wirbt, den Menschen, die kommen, Arbeit zu geben, ein Einkommen, eine Unterkunft - jedenfalls für ein paar Jahre, bis die Arbeitskräfte nicht mehr gebraucht werden. Aber auch davon weiß der Junge noch nichts. In Ankara übernachteten sie bei anderen entfernten Verwandten, ehe sie am nächsten Morgen wieder in einen Bus steigen, der sie weiter nach Westen bringt. Wieder sitzen sie mit angezogenen Beinen da, es ist eng, und der kleine Bruder klagt über Rückenschmerzen, bis vor dem Fenster erneut hohe Gebäude auftauchen, so hoch, wie

der Junge sie noch nie zuvor gesehen hat, und der Onkel sagt: «Mehmet, sieh hin, wir sind in Istanbul.» Und der Junge sieht hin, und er sieht eine Fülle, die ihm unermesslich erscheint.

Sie bleiben einige Tage in der Stadt. Der Junge kommt mit seinen beiden Brüdern und seiner Schwester bei einer Frau unter, die selbst wenig hat, aber das Wenige mit den vier abgemagerten Kindern teilt. Sie schlägt ihnen Eier auf, verquirlt sie, dazu gibt es Käse und Brot, und es ist ein Festessen. Die Frau reicht ihnen kleine Gläser mit einer dunklen Flüssigkeit, aber der Junge lehnt ab: «Nein, gute Frau, wir trinken kein schmutziges Wasser.» Die Frau lacht. «Aber Junge», sagt sie, «weißt du denn nicht, was Tee ist?» Dann greift sie in einen Beutel, streut weißes Pulver in die Gläser und zeigt dem Jungen, wie man süßen Tee trinkt, und der Junge denkt, dass es das Beste ist, was er je getrunken hat.

In den folgenden Tagen streifen die Geschwister durch die umliegenden Straßen. Eines Nachmittags schleichen sie sich in einen riesigen Saal, in dem die Menschen auf samtbezogenen Sesseln sitzen und auf eine Leinwand starren. Der Film läuft an, und der Junge ist wie gebannt. Als die Helden auf der Leinwand sich eine wilde Schießerei liefern, duckt er sich, weil er Angst hat, dass ihn eine der Kugeln treffen könnte.

In der Nacht liegt er in der heruntergekommenen Behausung der Frau, und es regnet, und er hört das Wasser unter den Holzbohlen rauschen, und er denkt zurück an das Dorf, aus dem er kommt, und an die Tiere, die durstig sein müssen.

Am nächsten Tag holt der Onkel sie ab. Der Junge weiß nicht, wie lange sie schon unterwegs sind, er hat das Gefühl für Raum und Zeit verloren. Die Frau streichelt ihm und seinen Geschwistern zum Abschied über den Kopf und

wünscht ihnen Gottes Segen. Sein kleiner Bruder will unbedingt noch einmal zur Toilette, aber nicht, weil er muss, er will nur immer und immer wieder an der Spülkette ziehen und sehen, wie das Wasser durch die Schüssel rauscht. Während schiebt der Junge ihn nach draußen. Sie müssen sich beeilen, um das Flugzeug zu erwischen, sie zwängen sich in einen klapprigen Wagen, der sich hupend und rumpelnd durch den dichten Verkehr der Stadt schlängelt, und der Onkel drängt zur Eile, doch am Flughafen angekommen, stehen sie wieder in einer Warteschlange.

Und dann muss sein kleiner Bruder zur Toilette, aber diesmal wirklich. Der Junge sieht sich um, aber sie haben nicht mehr genug Zeit. Die Luft ist rein, die Erwachsenen sind wie immer mit Erwachsenen-Dingen beschäftigt, und dann hört er es plätschern: Der kleine Bruder pinkelt zwischen die Koffer der Wartenden. Der Junge schämt sich in Grund und Boden. Er zupft den Onkel am Ärmel, was denn mit den Tieren sei. Und der Onkel beruhigt ihn, er habe mit einem der Verwandten gesprochen und ihn gebeten, sie hinauszulassen. Der Junge wundert sich, wie der Onkel ihn erreicht haben mag, aber er traut sich nicht zu fragen.

Das Nächste, woran er sich erinnert, sind die Straßen einer belebten Stadt. Um ihn herum drängen sich Menschen auf dem Weg zur Arbeit, Frauen, die einkaufen, Kinder, die zur Schule gehen. Er steht vor einem großen Gebäude mit einem hohen Turm. Er legt den Kopf in den Nacken und oben, ganz oben auf dem Dach sieht er, wenn er die Augen zusammenkneift, eine grüne Frau, die sich im Wind dreht, wankelmütig wie das Glück selbst. Ihm wird schwindlig, und als er den Blick wieder senkt, hat er den Onkel aus den Augen verloren und steht da, mit seinem kleinen Bruder an der Hand, und der muss ausnahmsweise mal nicht zur Toilette, weint aber trotzdem, und auch dem Jungen ist zum Weinen zumute, weil er nicht weiß, was er jetzt tun und wen er um

Hilfe bitten soll und vor allem wie, denn die Menschen um ihn herum sprechen eine fremde Sprache. Sie laufen zielstrebig an ihm vorbei, nur er hat kein Ziel. Er ist ein Kind, weit weg von zu Hause. Er setzt sich auf den Bordstein und legt den Kopf in die Arme, um nichts mehr sehen zu müssen, und sein Bruder zupft ihn am Ärmel, aber er schüttelt ihn ab.

Nach einer Weile, wie viel Zeit vergangen ist, weiß er nicht, frischt der Wind auf, und ein furchtbarer Gestank steigt ihm in die Nase. Und da fallen ihm wieder die Worte des Onkels ein: «Wenn wir uns verlieren, dann gehst du immer dem Gestank nach, den Berg hinauf. Hast du verstanden, Mehmet?» Er nimmt den Bruder an die Hand, und sie laufen den Berg hinauf, immer dem Gestank nach, und bald holen sie den Onkel ein, der auf sie gewartet hat, an der Ecke eines riesigen Backsteinklotzes im Herzen von Neukölln, über dem ein Turm aufragt und wo Arbeiter mit Fluppen im Mundwinkel kistenweise Flaschen verladen. Es riecht nach Bier und Zigaretten, und der Onkel sagt: «Gewöhn dich dran, das ist dein neues Zuhause.»

Es muss Ende der sechziger Jahre gewesen sein, als mein Vater sich nach einer langen Reise quer durch die Türkei und einem Flug, an den er sich einfach nicht mehr erinnern kann, auf den Straßen von Neukölln wiederfand. Er war etwa dreizehn Jahre alt, sein genaues Geburtsdatum kennt er nicht, eine Schule hatte er bis dahin nur sporadisch von innen gesehen. Er war zu Hause durch meterhohen Schnee gestapft, wusste bereits in seinem jungen Alter, was es bedeutet, arm zu sein, was es bedeutet, zu hungern und kein Dach über dem Kopf zu haben. Doch jetzt hatte sich der Wind gedreht und wehte das Füllhorn der Fortuna in Richtung des Jungen. Versteht mich nicht falsch, es gehörte mehr als Glück dazu, dass mein Vater es schaffte, den ärmlichen Verhältnissen zu entkommen, aus denen er

stammte. Aber er hatte schon so einiges überlebt, und so war Neukölln für ihn nur eine weitere Herausforderung auf einem langen Weg. Für die Schule sei er schon zu alt und mit Analphabeten könnten sie dort sowieso nichts anfangen, sagte man ihm, also ging er zum Arbeitsamt und machte mit Händen und Füßen deutlich, dass er auf der Suche nach Arbeit sei. Die Frau auf der anderen Seite des Schreibtischs verstand. Sie sah meinen Vater an, dachte nach, dann schrieb sie eine Adresse auf einen Zettel. Am nächsten Tag stand der junge Mehmet geschniegelt und gestriegelt vor einem roten Haus in der Sonnenallee, um sich vorzustellen. Viel Deutsch konnte er nicht, aber das eine Wort schon: Arbeit. Und er wiederholte es immer und immer wieder: Arbeit. Ich. Arbeit. Arbeit, Arbeit ... bis der Kerl im Blauermann mit den ölverschmierten Händen entnervt den Kopf schüttelte, aufgab und ihn einstellte. Der Mann und mein Vater sollten Freunde werden. Er lehrte ihn das Handwerk des Kfz-Mechanikers, und als mein Vater achtzehn Jahre alt war und seinen Führerschein in der Tasche hatte, kaufte er seinem Meister eine alte Klapperkiste ab, brachte sie auf Vordermann, setzte sich in den Wagen und fuhr auf staubigen Pisten – die letzte befestigte Autobahn endete damals kurz hinter Österreich – rund 3500 Kilometer weit, um seine Heimat zu besuchen. In der Zwischenzeit hatte er gelernt, was es bedeutet, einer Nation anzugehören, er wusste, was Grenzen sind, schließlich musste er in Neukölln nur ein paar Meter die Straße runterlaufen, um auf die nächste Mauer zu stoßen. Er hatte erfahren, was diese steingewordenen Konzepte der Abgrenzung bewirkten. Aber auch, dass manche Menschen diese Konzepte Konzepte sein lassen konnten, während sich bei anderen die Mauer im Inneren fortsetzte und direkt durch den Kopf und durch das Herz verlief.

Das Herz, das war es auch, was ihm höherschlug, als sein Onkel ihm das Bild einer jungen Frau zeigte. «Wer ist das?», fragte er. «Das ist die Tochter eines guten Freundes», erwiderte sein Onkel. «Ihr Name ist Hatun.» Mehr musste er gar nicht sagen, mein Vater hatte sich bereits Hals über Kopf in sie verliebt. Er setzte sich hin, verfasste einen Brief, steckte ein Foto von sich in den Umschlag und schickte beides an die Familie meiner Mutter. Als ihr das Bild präsentiert wurde – sie war gerade neunzehn Jahre alt – und man ihr sagte, dies sei ihr zukünftiger Ehemann, war meine Mutter alles andere als begeistert: Der Mann auf dem Bild hatte lange Haare und einen riesigen Schnurrbart. Aber Widerworte waren in der Familie, in der meine Mutter aufwuchs, nicht erwünscht. Es wurde getan, was die Älteren sagten.

Wie mein Vater kommt meine Mutter aus einem Bergdorf in der Nähe des Schwarzen Meers. Ihre ersten Lebensjahre verbrachte sie auf einem Bauernhof hoch oben in den Bergen. Ihr Vater war mit zwei Frauen verheiratet, keine Seltenheit in jener Region, und sie war eines von zwölf Kindern. Sie musste sich früh um ihre Geschwister kümmern, packte außerdem im Haushalt mit an und arbeitete auf den Feldern. Damals bauten sie dort noch Mais an, heute ist die Region für hochwertige Nüsse bekannt. Manchmal stelle ich mir ihre Kindheit wie eine türkische Version vom Leben auf der Alm vor. In dieser Phantasie ist mein Großvater der grummelige Bergbauer, und meine Mutter springt zusammen mit ihren elf Geschwistern auf den Wiesen herum, pflückt Walderdbeeren und Kräuter und hilft bei der Ernte. Nur meine Großmutter will nicht so recht in dieses idyllische Bild passen, von der meine Mutter erzählt, dass sie nur wenig Liebe für ihre Kinder aufbrachte und drakonisch auf die Einhaltung der Regeln pochte. Natürlich ist meine romantische Vorstellung von diesem unbeschwerten Leben in der Natur weichgezeichnet und wird den Beschwerden und Entbehrungen jener Zeit nicht gerecht.

Nach einem halben Jahr, in dessen Verlauf Briefe zwischen Deutschland und der Türkei hin und her geschickt wurden, war die Sache geritzt. Mein Vater stieg in seinen klapprigen Ford 20M, fuhr in das Dorf, in dem meine Mutter lebte, und machte Nägel mit Köpfen. Zehn Tage hatten meine Eltern Zeit, um sich persönlich kennenzulernen, ehe geheiratet wurde. Es existiert ein Hochzeitsfoto von meinen Eltern, und ich muss schon sagen: heiße Feger! Meine Mutter trägt ein Kopftuch, unter dem ihre wunderschönen, schwarzen Haare hervorlugen, ihr Rock reichte ihr gerade mal bis an die Knie. Und dann erst mein Vater: Auf dem Bild trägt er ein Poloshirt mit aufgestelltem Kragen, und seine Anzughose hat einen weiten Schlag, womit er zu Zeiten der Bee Gees und John Travoltas voll im Trend lag. Statt feiner Schuhe hatte er darunter übrigens ein paar Jesuslatschen an – worüber meine Mutter sich heute noch herrlich aufregen kann.

Leider nahmen meine Eltern, insbesondere meine Mutter, die Offenherzigkeit, die aus diesem Bild spricht, nicht mit nach Berlin. Manchmal denke ich mir, dass sie ihr irgendwo auf dem 3500 Kilometer langen Weg nach Deutschland abhandengekommen sein muss. Wie sie überhaupt so vieles zurücklassen musste: Vater und Mutter, ihre Geschwister, die fast wie eigene Kinder für sie waren, ihr Zuhause, das kleine Dorf an den grünen Hängen, das Tal mit dem gurgelnden Fluss.

Angekommen in Berlin, zog Hatun zu Mehmet in dessen kleine Neuköllner Hinterhofwohnung, und nicht viel später brachte sie ihr erstes Kind zur Welt, meine große Schwester Ceylan, die Gazelle. Ein Jahr darauf folgte mein Bruder Serdar, der kleine Kommandeur, das war 1977. Es sollten mehrere Jahre vergehen, ehe sich meine Eltern entschieden, dass ein weiteres Kind nicht schaden könne. Hülya wurde geboren, ein Wunschkind, meine liebe Trautänzerin, und

dann, zwei Jahre später, an einem sonnigen Tag im Oktober kam ich im Urban-Krankenhaus – im Bunker, wie mein Vater gerne sagt – hindendrein, mitten hinein in die Achtziger. Mit meiner Geburt siedelte die gesamte Familie mit Sack und Pack von Neukölln nach Lankwitz über. Wie oft mein Vater damals auf der Wohnungssuche von potenziellen Vermietern aus Neukölln den Satz zu hören bekam: «Vier Kinder? Das sind zu viele!», kann ich nicht sagen, aber wenn er von dieser Zeit erzählt, dann treten ihm die Tränen in die Augen. In seiner Verzweiflung wandte er sich an seinen Vorarbeiter bei Daimler Benz, wo er nach der Ausbildung als Kfz-Schlosser angefangen hatte. Der zuckte zuerst ratlos mit den Schultern, bot meinem Vater aber schon nach kurzer Zeit eine Wohnung in Lankwitz an – einem gutbürgerlichen Stadtteil im Südwesten von Berlin. Und obwohl ich mich nicht an die Mauer oder den Mauerfall erinnern kann, ich war schließlich noch sehr klein, lernte ich sehr viel früher als mein Vater, was Grenzen sind und was sie anrichten können, wenn man sie in den eigenen Kopf hinein verlängert.

[...]